

# WOHNKULTUR

---



Zwar bestätigen langjährige Südtirolkenner aus dem Ausland, die Dörfer im Tisner Mittelgebirge hätten ihr überkommenes Erscheinungsbild in den vergangenen Jahrzehnten viel stärker gewahrt als die meisten vergleichbaren Ortschaften im Land. Dennoch hat auch in unserer Gemeinde seit Ende der 50er Jahre eine verstärkte Bautätigkeit eingesetzt, die bis heute anhält. Mit dem Umbau alter Häuser oder ihrem Abriss bei Errichtung eines Neubaus erfuhr die Wohnkultur der Tisner innerhalb einer Generation eine maßgebliche Veränderung.

Bis vor vierzig Jahren lebte die große Mehrzahl der Bevölkerung in Bauernhäusern. Diese waren zwar von unterschiedlicher Größe und Ausstattung, wiesen jedoch einige typische Merkmale auf. Die dürftig ausgestatteten Küchen – in Bezug auf die Einrichtung muss man sich unter anderem alle Geräte wegdenken, die eine moderne Küche prägen – waren in nicht wenigen Häusern schon insofern unwirtlich, als sie auch als „Selchkuchln“ genützt wurden. Verrußte Wände und ein stets präserter Rauchgeruch waren die Folge. Auch unter anderen Gesichtspunkten waren Küchen weniger als Wohn- denn als Nutzräume gedacht. So nahmen die meist großen Herde nicht nur einen beträchtlichen Teil der Grundfläche ein, ihre klobige Anmutung trug dazu bei, dass Küchen wenig einladend wirkten.

Der Raum, in dem sich die Familienmitglieder vornehmlich aufhielten, war die Stube. Auch Häuser von bescheidener Ausstattung und schlechtem Erhaltungszustand wiesen häufig einen erstaunlich behaglichen Wohnraum auf. Dazu konnte ein Getäfel beitragen, vor allem aber erhöhte das typische Ensemble mit Ofen, Eckbank und Herrgottswinkel die Wohnlichkeit. So versammelte man sich in der Stube nicht nur während der Arbeitspausen oder zu Musestunden an Sonn- und Feiertagen: Gerade bei Bauern mit größerer Kinderzahl oder Dienstboten und Tagelöhnern war es üblich, dort die Mahlzeiten einzunehmen.

Ein Raum, der in Bauten neueren Datums durch die Errungenschaften moderner Kühltchnik verdrängt wurde, ist die so genannte „Speis“, eine Vorratskammer. Häufig befand sie sich in unmittelbarer Nähe der Küche; aufgrund ihrer Funktion wurde sie jedenfalls in einem kühleren Winkel des Hauses angelegt.

Weniger großzügig als heute präsentierten sich die Schlafzimmer. Der Anspruch: Für jede Person einen Raum! war unbekannt. In geräumigen Bauernhäusern waren zwar durchaus mehrere Kammern vorhanden, eine zahlreiche Kinderschar oder die Beschäftigung von Dienstboten hatten jedoch zur Folge, dass man mitunter eng zusammenrücken musste. Auch in der kalten Jahreszeit wurden Schlafzimmer im Normalfall nicht beheizt, ja, häufig war gar keine Heizmöglichkeit vorhanden. Erkrankte eine Person, lag sie daher üblicherweise in der Stube. Bereits als großzügig kann man die Wohnverhältnisse einer Familie einstufen, wenn drei Schlafräume zur Verfügung standen: einer für die Eltern und je einer für Mädchen und Buben. Es gab in der Gemeinde bis in die 60er Jahre herauf genügend Haushalte, wo sich nicht nur sämtliche Familienmitglieder – manchmal ein halbes Dutzend Personen – einen Schlafräum teilten, sondern auch gleichzeitig zwei Kinder ein Bett. Als Bettgestelle dienten oft genug aus Stangen und Brettern fabrizierte Notbehelfe. Die klassische Schlafunterlage sah folgendermaßen aus: Auf die Bretter wurde ein Strohsack gelegt, darauf wiederum ein mit Maisblättern, den „Tschillen“, gefüllter Sack.

Besonders beengt und dürftig waren die Wohnstätten jener Familien, die nicht über eine eigene Unterkunft verfügten, sondern „auf Quartier“ in fremden Häusern unterkamen. Auch bäuerliche Dienstboten litten gelegentlich unter einer schlechten Unterbringung: Manchmal musste ein notdürftig hergerichteter Schlafgemach in der kalten und zugigen Diele genügen. Zeitzeugen können sich daran erinnern, mit Schnee am Fußboden



*Familie Tribus in Gfrill (um 1940). Im Vergleich zu heute lebten früher auf Einzelhöfen wie beim Josele mehr Personen als in den Ortszentren.*

vor dem Bett aufgewacht zu sein. Wesentlich komfortabler, jedoch auch nicht ohne Tücken waren dagegen die Verhältnisse, wie sie Josef Spath am Fiegerhof erlebte: *„Die Frauen hatten eine eigene Kammer im unteren Stock, wir männlichen Dienstboten waren zu fünft in einem Zimmer untergebracht. Die Anwesenheit der anderen hat niemanden gestört; wir waren am Abend von der Arbeit her meist sehr müde und sind gleich eingeschlafen. Allerdings schlief auch der Bauer selbst (Johann Aspmair war Junggeselle) in unserem Zimmer. Er hätte zwar ein eigenes Stübele gehabt, behauptete aber, es sei feucht. Das traf allerdings nicht zu. In Wirklichkeit war er ein sehr vorsichtiger und besorgter Mensch, der unter anderem Angst vor Brandstiftung hatte. So konnte er, falls er in der Nacht Geräusche vernahm, herflüstern: ‚Sepp, hast du gehört? Schau einmal nach, was da los ist!‘ In solchen Fällenieß es dann halt aufstehen.“*

Im Mittelgebirge gibt es eine Reihe alter Häuser und Edelsitze, die gleichermaßen große wie ausgedehnte Gewölbekeller aufweisen. In manchen sind sogar zweigeschossige Lokale vorhanden. Dient heute der unterirdische Teil von Häusern meist der Unterbringung von Fahrzeugen oder als Hobbyraum, war die Verwendung des Kellers im Bauernhaus durch die Tradition bestimmt. So wurde im oberen Geschoss die Maische gelagert und zur Gärung gebracht, dann erfolgte die Verlegung des Weines in den Tiefkeller, wo sich der eigentliche Lagerraum befand. Auch in Häusern, die nicht über eine derart großzügige Kelleranlage verfügten, gab es eine geradezu symbiotische Einheit: Wein, „Leps“ und Speck wurden stets gemeinsam gelagert, war man doch der Überzeugung, dass sie sich wechselseitig günstig beeinflussen. Im Übrigen wurden im Kel-



*Familie Blaas vor ihrer Gemischtwarenhandlung, Ende der 30er Jahre.*

ler neben Rüben vor allem Kartoffeln gelagert, da sie Dunkelheit benötigen.

Ebenfalls zur Lagerung landwirtschaftlicher Erzeugnisse dienten die Dielen. Während die Dachgeschosse heute als Wohnräume adaptiert und somit gegen Außeneinflüsse möglichst gut isoliert werden, war die Diele des herkömmlichen Bauernhauses mit seinem Satteldach nach zwei Seiten mehr oder weniger offen. Der Dachboden fungierte häufig als Getreidespeicher. Zur Aufbewahrung des Kornes gab es spezielle, mit einer Trennwand ausgestattete Kisten. In einer Hälfte wurde Weizen gelagert, in der anderen Roggen; durch eine Öffnung in der Mitte konnte man das Getreide entnehmen. Wegen des vorhandenen Luftzuges waren Dielen als Wäschtaufhänge bei Schlechtwetter geeignet, vor allem aber für die Lagerung von Nüssen und Kastanien: Auf dem

Bretterboden ausgebreitet und – dies gilt für die Kastanien – regelmäßig gewendet, blieb die Qualität dieser empfindlichen Früchte über eine längere Dauer erhalten. Überdies stellte der Dachboden auch den klassischen Abstellraum für nicht mehr benötigte Gegenstände des Haushaltes dar.

Der größte Unterschied zwischen dem Bauernhaus der ersten Jahrhunderthälfte und moderner Wohnkultur liegt in den sanitären Anlagen. Früher gab es keine Bäder, als Toilette diente – an manchen Häusern als Anbau noch gut zu erkennen – das traditionelle Plumpsklo. Was den seinerzeitigen Bedürfnissen der Bevölkerung genügen mochte, zeigte seine Grenzen, als im Zuge des Baus der Gampenstraße besonders in Gfrill in manchen Häusern zehn und mehr Arbeiter beherbergt wurden. Zeitzeugen wissen von äußerst prekären hygienischen Zuständen zu erzählen. Die medizi-



*Hohes Kreuz in Tisens, dahinter das Mesner-Haus. Die vor dem Zweiten Weltkrieg entstandene Aufnahme veranschaulicht einige wesentliche Merkmale des Dorfbildes in der ersten Jahrhunderthälfte: unasphaltierte Straßen und Wege, Holzzäune, mit Steinen beschwerte Schindeldächer und Häuser mit offenen Dachstühlen. Wie auch auf anderen Bildern deutlich wird, konnte sich kaum jemand mehr als die nötigsten Instandhaltungsarbeiten an den Gebäuden leisten. Interessantes Detail: Im Mesner-Haus waren die Carabinieri untergebracht. Bezeichnend für die Haltung des faschistischen Regimes: der Propagandaspruch an der Hausmauer.*

nische Betreuung der insgesamt 1800 Straßenarbeiter oblag dem Gemeindefeldarzt Heiner Steck. Unter den zahlreichen Erkrankungsursachen konnte er nicht nur Erschöpfungssymptome ausmachen, sondern eben auch untragbare hygienische Verhältnisse. Aber zum Bauernhaus der ersten Jahrhunderthälfte gehörte ein Bad nun einmal nicht dazu. Selbst in Häusern, wo der Bauer sich den Einbau durchaus hätte leisten können, war keines vorhanden. So musste trotz schweißtreibender Feldarbeit oder der täglichen Verrichtungen im Stall die gute alte Waschkübel aus weißem Email mit blauem Rand den Erfordernissen kör-

perlicher Hygiene genügen.

Dass ein Bad für viele Haushalte lange kein Thema war, hängt schlicht damit zusammen, dass sie über keinen eigenen Wasseranschluss verfügten. Die Wasserversorgung wurde bis in die jüngste Vergangenheit als eine Privatangelegenheit betrachtet. Es gehörte zu den Grundvoraussetzungen eines Bauernhofes, Wasserrechte sowohl in Bezug auf Trink- als auch auf Brauchwasser (vor allem zur Bewässerung der Wiesen) zu besitzen. Damit nicht aufwändige Installationen zur Leitung des Wassers errichtet werden mussten, war es von Vorteil, eine eigene, möglichst nahe an der Hof-



*Prissians Lebensader, die „Wier“, unterhalb des Dorfplatzes. Der Kanal versorgte das Dorfzentrum und seine Handwerksbetriebe bis zur Errichtung der Trinkwasserleitung im Jahr 1957 mit Wasser.*

stelle gelegene Quelle nützen zu können. Den Idealfall stellte in gewisser Hinsicht die Situation beim Ruaner (Köfele) in Prissian dar: Man besaß nicht nur eine eigene Quelle, sie sprudelte auch noch im Keller des Hauses.

War die karge Selbstversorgerzeit in vielen Bereichen von der Notwendigkeit zur Zusammenarbeit geprägt, so ist beim Wasser, zumindest beim Trinkwasser, ein Trend zur Eigenbrötelei festzustellen. Eine eigene Quelle zu besitzen, war Teil des Unabhängigkeitsstrebens der Bauern, sie wurde quasi als notwendiges Inventar eines Hofes betrachtet. Trotz offensichtlicher Nachteile dieses ausgeprägten Individualismus vermochten sich die Vertreter der einzelnen Fraktionen lange nicht darauf zu einigen, ein gemeinsames Reservoir und gemeinsame Leitungen zu errichten. Interessanterweise wurde die Frage der Trinkwasserversorgung weniger auf der Ebene der Gemeinde behandelt, sondern als Angelegenheit der Fraktionen

betrachtet. Die Bewohner von Naraun hatten immer wieder unter mangelnden Infrastrukturen zu leiden, wie Josef Braunhofer anschaulich darlegt: *„Jeder Bauer hatte seine eigene Quelle, der eine die bessere, der andere die schlechtere. Bei uns verhielt es sich so: Wenn es ein paar Wochen nicht regnete, waren wir schon an der Grenze. Das Wasser floss dann nur noch zündholz dick. Wiederholt mussten wir über längere Zeit ohne Wasser auskommen, auch der Hasler und der innere Plattner saßen öfters auf dem Trockenen. Wir haben das Wasser manchmal in Milchbehältern vom Bartlhans hereintransportiert. In Naraun wurde zwar lange über die Errichtung eines gemeinsamen Reservoirs diskutiert; man ist aber immer wieder an bestimmten Fragen wie: Durch welchen Grund sollen die Leitungen führen? gescheitert. Erst Ende der 70er Jahre fand man schließlich ein Übereinkommen und entschloss sich zum Bau.“*

Am anderen Ende des Mittelgebirges waren die Einzelhöfe gegenüber dem Ortszentrum von Pris-

sian lange in einer günstigeren Lage: Die meisten Privatquellen reichten für den Hausbedarf aus, und nicht wenige Bauernhäuser verfügten bereits über einen Wasseranschluss im Haus, als man etwa im Dorf noch lange auf das Wasser der legendären „Wier“, einem etwa 400 Meter langen, am Prissianer Bach entlang führenden, zum Teil auf Holzstelzen geleiteten Wasserkanal angewiesen war.

Stellt das Tisner Mittelgebirge mit etwa 800 mm Jahresniederschlagsmenge insgesamt ein eher trockenes Gebiet dar, so war die Wasserversorgung im Hauptort besonders prekär. Anders als Prissian mit seinem Bach konnte man in Tisens auf kein natürliches Wasservorkommen zurückgreifen. Das dürfte ausschlaggebend dafür gewesen sein, dass sich die Tisner relativ früh mit der Lösung des Problems befasst haben. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde bei der Fischbachquelle ein Reservoir errichtet sowie eine Holzleitung, die bis oberhalb des Dorfes führte. Diese Leitung wurde erst in den 90er Jahren erneuert. Das Reservoir war allerdings nicht mit heutigen Bauten zu vergleichen, sondern glich infolge seiner offenen Bauweise mehr einem Teich für Beregnungswasser, und es sammelten sich ständig neben Pflanzenresten auch Kadaver kleinerer Tiere im Wasser. Gemeindefürst Steck wies wiederholt auf die problematische Situation hin und forderte die Vertreter der Trinkwassergenossenschaft dazu auf, das Reservoir abzuschließen, was jedoch erst nach 1945 geschah. Verfügte Tisens also bereits nach dem Ersten Weltkrieg über ein Trinkwassernetz, so bedeutete dies allerdings nicht, dass jedes Haus sofort angeschlossen wurde. Wer kein Wasser im Haus hatte, war in jeder Hinsicht auf die fünf Dorfbrunnen angewiesen. Diese befanden sich beim Hohen Kreuz, Löwenwirt, Gaßbauer, Resch und Föbaner. Sie dienten einerseits zur Entnahme des Trinkwassers und als Tränke für das Vieh, andererseits waren sie Treffpunkt jener Frauen, die hier ihre Wäsche besorgten.

Die Wasserversorgung in Prissian stellt einen Sonderfall dar. Wie in den übrigen Fraktionen besaßen die Bauern außerhalb des Ortskerns, zum Teil auch jene im Dorf, eigene Quellen. Besonders



*Als der Übergang vom Hübnerauslauf zum Tisner Dorfplatz noch fließend war. Im Vordergrund zu sehen: Anna Mair, Barthwirtin, mit ihren Kindern.*

markant war etwa die hölzerne Wasserleitung, die von Feuersing durch den Ort zum Saltenbichlhof führte. Es gab auch in Prissian mehrere Brunnen, die gemeinschaftlich genutzt wurden, so etwa beim Brückenwirt, unterhalb des Ansitzes Lidl und beim Lochmüller. Eine besondere Bedeutung kam jedoch der Wier zu, und das nicht nur in praktischer Hinsicht: Sie stiftete geradezu dörfliche Identität. Wenn heute ältere Prissianer davon erzählen, wird sofort klar, dass ein gewichtiger Teil erlebter Dorfgeschichte mitschwingt. Die Bezeichnung des kleinen Kanals als „Lebensader Prissians“ ist nicht übertrieben: Für die Betriebe des am Bach gelegenen Handwerkerviertels, darunter mehrere Mühlen und Sägen, eine Gerberei







*Gasthaus „Edelweiß“, 30er Jahre. Davor einer von fünf Dorfbrunnen, welche Tisens mit Wasser versorgten. Falls ein Haushalt nicht an die 1913 fertig gestellte Trinkwasserleitung angeschlossen war, wurde hier das Wasser entnommen, auch zum Teil die Wäsche besorgt. Darüber hinaus dienten die Brunnen als Tränke für das Vieh.*



Ortszentrum von Prissian, 30er Jahre. Das Bild lässt die Veränderungen, die der Ortskern in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, deutlich werden: rechts das Gasthaus „Zum Mohren“, dahinter eine alte Begrenzungsmauer des Unterrichts-Angerles, anschließend der Mallojer-Stadel. In seiner Substanz erhalten blieb hingegen das im Hintergrund sichtbare Haus Klingler.

sowie eine Bäckerei, stellte das Wierwasser die Grundlage ihrer Tätigkeit dar. Darüber hinaus war es essentiell für die Wasserversorgung des Dorfsentrums. Die meisten Häuser im Ortszentrum inklusive der Gasthäuser verfügten bis zum Bau der Trinkwasserleitung in den 50er Jahren über keinen eigenen Wasseranschluss. Quellen wie dem so genannten „Brünnlwater“ bei der Stegtschmiede kam nur eine Randbedeutung zu, das Gros des Trink- und Brauchwassers besorgte man sich aus der Wier. Ihre Instandhaltung war aus langer Tradition genau geregelt: So waren oberhalb der

Steinbogen-Brücke abschnittsweise die Familien Gamper, Walzl und Schweitzer dafür zuständig. Dass die Wier neben ihren anderen Funktionen gleichzeitig auch der wichtigste Abwasser-Kanal des Dorfes war, störte unter den gegebenen Umständen niemanden.

Mit dem langsamen Wirtschaftsaufschwung in den 50er Jahren, vor allem aber mit den ersten Anzeichen eines sich entwickelnden Fremdenverkehrs wurde den Prissianern immer deutlicher bewusst, dass die Trinkwasserversorgung des Dorfes auf eine neue Basis gestellt werden musste. Der Bau von Reservoir und Leitung war eine Schwerkgeburt mit mehreren Anläufen. Rudolf Linger erinnert sich an den ersten, missglückten Versuch:

*„Es kam zur Initiative einiger Leute wie Anton Schweitzer, Jakob Margesin und Hans Windegger. Der Hans (Windegger), der zuvor beim Josele ein Wasserrecht gekauft hatte, machte folgenden Vorschlag: Während des Tages würde er das Wasser dem Dorf zur Verfügung stellen, in der Nacht hingegen selbst verwenden. Man hatte bereits einiges investiert, und das Projekt war weit fortgeschritten, als man zur Überzeugung gelangte, man habe es hier mit keiner zukunfts-trächtigen Lösung zu tun. Dass das Dorf in der Nacht auf das Wasser verzichten sollte, schien wenig sinnvoll. Man verwarf den Plan, und die Suche nach einer Lösung begann von neuem.“*

Zwischenzeitlich hegte man die Absicht, das Trinkwasser einfach vom Bewässerungswasser abzuzweigen, das man dem Bach entnahm. Allerdings hätte jeder Bauer mit einem Bewässerungsrecht auf einen Teil dieses Wassers verzichten müssen. Aufgrund des Widerstandes Einzelner kam auch dieses Vorhaben nicht zustande. Auf der Suche nach nutzbaren Quellen wurde man schließlich am Freiberg fündig: Drei Quellen, zwischen Zoth- und Kehrerhof gelegen, sollten die Versorgung des Dorfes sichern. Das Wasser wurde allerdings bereits von der Walwasser-Interessentschaft zur Bewässerung der Felder genützt. Die mittlerweile gegründete Trinkwassergenossenschaft reichte deshalb beim Landesamt für Wasserversorgung ein Gesuch ein, um vom Prissianer Bach 40 Sekundenliter nutzen zu dürfen. Erst als dem



*Ein Weiler verändert sein Antlitz: Im alten Hofer-Haus (oben Mitte) in Platzers lebten – Ausdruck der einst in dieser Gegend praktizierten Realteilung – zwei Parteien: Ober- und Unterhofer. Der Backofen (unten rechts) wurde ebenso von beiden Inhabern gemeinsam benützt wie die hölzerne Freitreppe (unten). Vor dem Aufgang ist eine alte Windmühle zu sehen. Ober- und Unterhofer errichteten nach dem Krieg neue Häuser (auf dem ersten Bild rechts bzw. links abgebildet), das alte Gebäude wurde Anfang der 70er Jahre abgerissen.*



Antrag stattgegeben wurde, waren die Voraussetzungen für ein Übereinkommen gegeben: Man trat das Bachwasser an die Walwasser-Interessenten ab und erhielt im Gegenzug die Quellen. 1957 wurde unterhalb der Zwingenburg ein Reservoir errichtet und die entsprechende Leitung gebaut. Somit konnte das Dorfzentrum endlich auf zeitgemäße Weise mit Wasser versorgt werden. Einen Vorteil bot das lange Warten: Während in Tisens die Investitionen im Wesentlichen noch aus eigener Tasche getätigt werden mussten, erhielten die Prissianer Ende der 50er Jahre bereits einen stattlichen Landesbeitrag.

Eng mit der Frage der Wasserversorgung verknüpft waren die verschiedenen Tätigkeiten im Haushalt, vor allem aber das Waschen. Heute stufen alle befragten Frauen die Waschmaschine als größte Errungenschaft im modernen Haushalt ein, und wenn sie erzählen, wie diese Arbeit früher verrichtet wurde, ist ihre Haltung leicht nachzuvollziehen. Allgemein wurde zwischen „kleiner“ und „großer“ Wäsche unterschieden. Der kleinen Wäsche kamen die Frauen mit dem Waschbrett, der Seife oder dem Waschmittel und einer ordentlichen Dosis Muskelkraft beim Reiben und Bürsten bei. Sie gewann in den ersten Jahrzehnten nach 1900 an Bedeutung, war doch das Tragen von Unterwäsche bzw. Windeln bei Kleinkindern in dieser Zeit allgemein üblich geworden.





*Grissian gegen Norden, um 1940. Das Foto verdeutlicht, wie gering die Veränderungen in Bezug auf Baulichkeiten und Landschaftsbild im letzten halben Jahrhundert im Unterschied zu vergleichbaren Weilern in Südtirol geblieben sind.*



*Gampenstraße auf der Höhe der „Gfrillner Bad“-Kebre, um 1940. Wo heute das Gasthaus steht, war noch Platz für die Symbole des faschistischen Regimes, das alte Gasthaus befand sich unterhalb der Straße.*

Die große Wäsche hingegen zählte – besonders in den großen Haushalten – traditionell zu den wichtigen Ritualen. Weil sie einen beträchtlichen Aufwand darstellte, wurde sie relativ selten durchgeführt, mitunter nur zwei- bis dreimal im Jahr. In größeren Bauernhäusern oder Gasthäusern gab es eigene Waschküchen, in den übrigen Fällen wurde die Tätigkeit in der Küche ausgeführt. Wie bedeutsam die große Wäsche war, zeigt auch der

Umstand, dass sie in manchen Haushalten nicht von der Hausfrau und den Töchtern, sondern von eigenen Wäscherinnen vorgenommen wurde, in Tisens etwa von Cäcilia Schwiembacher und Anna Egger, in Prissian von Elisabeth Stanger und Maria Lochmann. Ebenso traditionsgebunden wie die große Wäsche an sich war das Mittel, mit dem man Leintücher, Tischdecken und dergleichen wieder auf Vordermann zu bringen suchte: die Aschenlau-



*Das Haus Jakob Windeggers nahe dem Prissianer Steinbogen (1941). Auch hier werden typische Elemente traditioneller Baukultur sichtbar: Steinmauern, Schindeldach, der von einem Holzzaun umsäumte Garten. Ebenfalls charakteristisch: der Rebstock vor dem Hauseingang.*

ge. Luise Egger beschreibt den Umgang mit der aggressiven Flüssigkeit: *„Die Asche vom Herd wurde in Kübeln gesammelt und vor die Waschküche gestellt. Einen oder mehrere Tage vor dem Waschtermin wurde die Aschenlauge vorbereitet. In der Küche wurde ein Kessel mit Wasser aufgestellt und zum Kochen gebracht. Die Asche kam in einen Betontrög – den hat die aggressive Lauge im Unterschied zu anderen Behältern nicht beschädigt – und wurde dann mit dem heißem Wasser aufgegossen. Dann hat man das Ganze aufgerührt und stehen gelassen, worauf die Asche auf den Boden absank. In der Folge wurde die Lauge vorsichtig abgeschöpft und in Kübel gegeben, die Asche ausgeleert. Die Lauge konnte man nun in mehrfacher Hinsicht verwenden. So hat man die Wäsche darin eingeweicht. Bei der Kochwäsche hat man etwas Aschenlauge in den Kessel gegeben und aufkochen lassen.“*

Verbreitet war die „Iern“, ein großer Bottich mit einer Entleerungsöffnung am unteren Ende. Am oberen Rand des mit Wäsche gefüllten Bottichs wurde ein altes, Asche enthaltendes Leintuch fixiert, dann kochendes Wasser aufgegossen. Nach einiger Zeit nahm man das Leintuch mit der Asche weg, der Bottich mit der Lauge wurde entleert. Dieser Vorgang wurde je nach Verschmutzungsgrad der Wäsche mehrmals wiederholt. Wer mit der Aschenlauge zu tun hatte, schwört auf deren

Reinigungskraft. Auf einen Nachteil dieses Waschverfahrens verwiesen freilich ebenfalls sämtliche Zeitzeuginnen: die offenen Hände, welche die Lauge verursachte. Während des Zweiten Weltkrieges wurde die Aschenlauge langsam verdrängt, auch wenn sie sich in einzelnen Haushalten noch lange halten sollte. Es wurde nun vielfach selbst erzeugte Seife eingesetzt. Ein gewisser Fortschritt setzte nach 1945 mit der Verbreitung des Waschkessels ein.

*„Am Abend vor dem Waschtage wurde die Wäsche eingeweicht, am nächsten Tag am Waschbrett vorgeeignet. Dann wurde der Waschkessel aufgestellt und das Waschmittel zugesetzt. Man gab die Wäsche hinein und ließ sie aufkochen. Durch ein Rohr in der Kesselmitte stieg das Wasser auf und übergoss die Wäsche immer wieder von neuem!“,* spricht Anna Knoll aus der Schule. Nach einer Reihe kleinerer Veränderungen fanden in den 50er Jahren die ersten Waschmaschinen Verbreitung. Diese frühen Automaten bewegten noch keine Trommeln, sondern Schrauben.

Vor der Ära der Waschmaschinen wurde die Wäsche an einem der Tröge gespült. Manche Frauen nahmen nicht nur die Spülung am Brunnen vor, sondern überhaupt den ganzen Waschvorgang. Frauen, die im Ortskern von Prissian lebten,



*Das Haus des Tisners Josef Matscher (um 1930). Das 1912 fertig gestellte Gebäude wurde nicht in der damals üblichen Selbstbauweise errichtet, sondern von einer Baufirma. Stattliche Verdienste als Gastarbeiter in den USA hatten Matscher diese Vorgangsweise ermöglicht. Das untere Foto zeigt die Feierlichkeiten nach Abschluss der Arbeiten. Erster von rechts: der Bauherr; die Bauarbeiter sind links hinten zu sehen.*



➤  
*Tisner Ortszentrum von Osten (1910). Rechts hinten das „Gasthaus zum Stern“, späteres Gemeindehaus; im Vordergrund die St. Michaelskapelle mit einem Teil des Friedhofes. Für eine aufwändige Gestaltung und Pflege der Gräber fehlten zu Beginn des 20. Jahrhunderts schlichtweg die materiellen Voraussetzungen.*





*Der von Hans und Trude Gelinek geführte Rainerhof in Sirmian war als Gastlokal bereits in der Zwischenkriegszeit über die Grenzen Südtirols hinaus bekannt. Auffallend zahlreich waren die Gäste aus den Niederlanden.*

wickelten das „Schwenzen“ an der Wier ab. Sie trafen sich bis in die 50er Jahre vorzugsweise an einer Stelle gegenüber dem Bäcknhaus, wo das Wasser wegen des geringen Gefälles eine geringe Fließgeschwindigkeit aufwies. Ob Brunnen oder Wier, die Arbeit erfolgte in der kalten Jahreszeit unter extremen Bedingungen, und manche Zeitzeugin ist überzeugt, durch diese Arbeit dauerhafte gesundheitliche Schäden an den Händen davongetragen zu haben. Andererseits war das Stelldichein an den Waschstellen eine der wenigen Gelegenheiten, wo Frauen ungezwungen miteinander kommunizieren konnten.

Wer einen Wasseranschluss im Haus hatte wie der Bartlwirt, spülte die Wäsche in einer in der Waschküche aufgestellten ausgedienten Badewanne. In Tisens war es üblich, sie anschließend zum Trocknen einfach auf die Gartenzäune zu legen, denn fix installierte Wäscheleinen und -ständer waren offensichtlich wenig verbreitet. Die Zäune waren mitunter derart voll, dass die Frauen am nächsten Morgen Mühe hatten, ihre Stücke wieder zu finden. Für die große Wäsche wurde manchmal eine Leine improvisiert, indem man kurzerhand ein Seil über den Hof spannte.

Ohne Zweifel stellte das Waschen vor dem Einsetzen des technischen Fortschritts eine große

Belastung für die Frauen dar. Auch wenn seinerzeit die Wäsche wesentlich seltener gewechselt wurde als heute, und man ganz andere Vorstellungen von Sauberkeit hatte, fiel stets reichlich Kleidung zur Reinigung an.

Das Waschen wirft nicht zuletzt ein bezeichnendes Licht auf die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern: Während es völlig ausgeschlossen war, dass sich Männer für Arbeiten wie die Reinigung der Wäsche hergaben, bestand umgekehrt eine derart rigide Konvention bei Frauen nicht: Die Gespräche mit Zeitzeuginnen zeigen, dass es nahezu keine Tätigkeiten gab, wogegen Frauen gefeit waren.

Neben der allgemeinen Trinkwasserversorgung hat insbesondere die Elektrifizierung die Wohnkultur in der Gemeinde maßgeblich verändert. Sie erfolgte im Mittelgebirge kurz vor dem Ersten Weltkrieg, und zwar durch die Etschwerke. Der Betrieb stellte in der Folge den Strom zur Beleuchtung des Altares der Pfarrkirche kostenlos zur Verfügung, in der Hoffnung, die Kirchenbesucher würden sich von dem ungewohnten Anblick beeindrucken und den eigenen Haushalt anschließen lassen. Derartige Marketing-Maßnahmen scheinen auch nötig gewesen zu sein, um die Tisner vom Fortschritt zu überzeugen: Nicht wenige



Abschrift

K.K. Bezirkshauptmannschaft

No. 12189

Meran, am 26. April 1910

### Protokoll

-----

aufgenommen im Gasthofs zum Sternwirt in Tisens am 8. April 1910  
über die Kommissionierung der elektrischen Leitung von Nals nach  
Prissian und Tisens.

Mit Eingabe vom 8. März 1910 Zl. 9379 haben die Etschwerke |: Elek-  
trizitätswerk der Städte Bozen -Meran :| Betriebsbureau in Bozen  
das Projekt für die Versorgung der Ortschaften Prissian und Tisens  
mit elektrischer Energie zur gewerberechtlichen Behandlung einge-  
reicht.

Hinsichtlich des Projektes hat die k.k. Bezirkshauptmannschaft  
in Meran mit Kundmachung vom 15. III 1910 Zl. 7380 die kommissionelle  
Verhandlung auf den heutigen Tage anberaumt.

Die Kommission besteht aus den Herren:

Dr. Franz Stadl-Mayr k.k. Bezirkskommissär als Kommissionsleiter  
k.k. Bauadjunkt Wasserab-Appiani als elektrotechnischer Experte.  
Seitens der k.k. Post- und Telegraphendirektion interveniert der  
k.k. Bauoberkommissär Fr. Ebster.

Die Unternehmung ist vertreten durch den Vorstand des Betriebs-  
bureau in Bozen Emil Zikeli.

Die Kommission trat zur festgesetzten Stunde bei der Station  
in Nals zusammen, begieng die Trasse und beachte das Projekt mit  
den erschienen Interessenten zur Erörterung .

*Aufbruch ins 20. Jahrhundert: Elektrifizierung von Prissian und Tisens. Die höher gelegenen Fraktionen sollten allerdings noch Jahrzehnte auf den Anschluss an das Stromnetz warten müssen.*



*Die Etschwerke errichten in Tisens eine Transformatorstation sowie einen Strommasten (vor dem Ersten Weltkrieg).*

Haushalte ließen den Strom erst später, zum Teil erst in den 30er und 40er Jahren einleiten. Erscheint so viel Zurückhaltung aus heutiger Sicht schwer verständlich, so war sie unter den seinerzeitigen Voraussetzungen durchaus nachvollziehbar. Anders als im modernen Haushalt, der mit seinen unzähligen Geräten völlig von der Stromversorgung abhängig ist, ging es nach dem Ersten Weltkrieg lediglich um die Frage: Petroleumlampe oder elektrisches Licht. Maschinen und Geräte, die man hätte mit Strom betreiben können, waren in den allermeisten Haushalten nicht vorhanden. Erst während des Zweiten Weltkrieges legten sich einige Tisener strombetriebene Handmühlen zu. Im Selbstversorgungssystem wollte zudem jede noch so kleine Investition genau überlegt sein. Der

Stromanschluss bedeutete einen Schritt weg von der Autarkie des Haushaltes hin zu (wenn auch nur geringer) finanzieller Abhängigkeit: Würde man im Falle eines Anschlusses die laufenden Stromgebühren auch stets bezahlen können? Um den finanziell schwachen Kleinbauern entgegenzukommen, boten die Etschwerke einen günstigen Pauschaltarif für jene Abnehmer an, die mit insgesamt drei Glühbirnen für Küche, Stube und Stall auskamen. Gespart wurde auch bei der Stärke der Leuchtkörper: In der Zwischenkriegszeit waren vor allem die so genannten 3er Birnen (drei Watt!) in Gebrauch. Gegenüber der Leuchtkraft einer auf Sparflamme gestellten Petroleumlampe stellten diese jedoch allemal einen Fortschritt dar.

In den höher gelegenen Fraktionen gab es in der Zwischenkriegszeit noch keinen Stromanschluss, und die Bauern mussten entweder auf die Annehmlichkeiten des elektrischen Lichtes verzichten oder sich selbst arrangieren, indem sie ein eigenes E-Werk errichteten. Auf Ochsenbichl war dies 1939 der Fall. So konnte man sich neben dem elektrischen Licht auch bereits ein Hörfunkgerät anschaffen. Dass die neuen technischen Möglichkeiten Begehrlichkeiten schufen, die mitunter auch für Spannungen sorgten, zeigt eine Geschichte von Romedius Piazzzi: *„Der Moar-Hans, die beiden Haselraster, der Baumann und ich betrieben während des Krieges ein kleines E-Werk. Mal funktionierte es, mal nicht. Die Kapazität hat für fünf Parteien einfach nicht ausgereicht. Da meldete auch noch unser Geistlicher, der Kneisl, Interesse an, sich zu beteiligen. Aus einsichtigen Gründen wollten wir ihn nicht anschließen lassen; er aber wusste genau, wie er uns nehmen musste. Er ging zuerst zum alten Moar-Hans hinunter, der tief religiös war, und hat auf diesen eingeredet, bis er zustimmte. Dann begab er sich zum unteren Haselraster, bei dem er sich seiner Sache ebenfalls sicher war. Zum oberen Haselraster sagte er, der Moar-Hans und sein Nachbar im unteren Stock hätten seine Aufnahme bereits befürwortet, worauf dieser auch nicht mehr dagegen sein wollte. Zuletzt kam Kneisl zu mir, von dem er sich am meisten Widerstand erwartete, weil er ja mit der Leitung durch meinen Grund fahren musste. Er setzte mich unter Druck, indem er argumentierte,*

*alle anderen hätten bereits ihre Zustimmung erteilt. Ich wollte die Rolle des schwarzen Peters nicht auf mich nehmen, und so stimmte ich halt auch zu. Wie geschickt der Geistliche vorgegangen war, wurde mir etwas später klar, als mir der untere Hasebraster seine Zustimmung folgendermaßen begründete: ‚Ich hätte mir doch nie gedacht, dass du ihn durch deine Wiese fahren lässt!‘“*

Klingen die um Elektrifizierung und Wasserversorgung kreisenden Geschichten heute wie aus einer anderen Welt, so hat sich auch im Bereich des Hausbaus viel verändert. Der Neubau oder die grundlegende Renovierung eines Hauses war früher freilich im Vergleich zu heute eine eher seltene Angelegenheit. Ein Blick auf alte Ansichtskarten zeigt: In der ersten Jahrhunderthälfte wurde nur ein Bruchteil gegenüber der Zeit nach 1950 gebaut.

Die entscheidende zeitliche Zäsur stellt die Wende von den 50er auf die 60er Jahre dar. Bis dahin ließ die annähernd gleich bleibende Lebensweise das Bedürfnis nach baulichen Veränderungen von vornherein nur im begrenzten Maße aufkommen. Dies verdeutlichen noch manche Häuser aus den 50er Jahren: Sie weisen kaum konzeptionelle Neuerungen gegenüber wesentlich älteren Bauten auf.

Entscheidend für die geringe Bautätigkeit waren freilich einmal mehr die fehlenden finanziellen Mittel. Bereits kleinere Investitionen konnten Hausinhaber in Bedrängnis bringen, wie Romedius Piazzi erzählte: *„Mein Vater, ein Waldner (Unsere Liebe Frau im Walde), hatte 1921 den Obermoarhof in Gfrill gekauft. Es waren dann zehn Jahre Pächter drauf, die haben alles ziemlich vernachlässigt, sodass der Vater meinte: ‚Geb du hinunter und führ die Wirtschaft.‘ Das Haus war allgemein heruntergekommen und sogar das Dach undicht. Ich habe mich gleich daran gemacht, das Nötigste herzurichten: Instandsetzung des Daches, einen neuen Gartenzaun sowie einen neuen Boden und einen Herd in der Küche. Dann ging der Backofen kaputt. Es war damals fast existenzgefährdend, wenn man nicht mehr selber backen konnte. Ich habe daher sofort einen neuen mauern lassen. Bei diesen Investitionen hat mich der Vater maßgeblich unter-*

*stützen müssen. Man hat in den 30er Jahren von der Landwirtschaft nicht einmal so viel zusammengebracht, um die nötigsten Investitionen am Haus tätigen zu können.“*

Unter diesen Voraussetzungen wurde nur gebaut, wenn es sich nicht mehr vermeiden ließ: etwa bei Baufälligkeit des alten Hauses oder im Falle eines Brandes. Die fehlenden materiellen Grundlagen wirkten sich auf das soziale Gefüge in der Gemeinde aus: So genannte „weichende Erben“, also nicht erbberechtigte Kinder, wichen in Wirklichkeit oft nicht vom Hof. Sie sahen keine Möglichkeit, sich eine Bleibe zu beschaffen, während ihnen zu Hause immerhin eine Unterkunft geboten wurde. Allerdings entsprach es einer stillschweigenden Übereinkunft, dass die Geschwister des Bauern ehelos blieben. Heirateten sie, so verließen sie meist den Hof und suchten sich ein Quartier. Dies brachte junge Paare nicht selten in Schwierigkeiten, zumal sie innerhalb der Gemeinde bis in die 50er Jahre hinein kaum Möglichkeiten vorfanden, zu regelmäßigen Einkünften zu kommen. Immerhin bestand der Brauch, die Miete in Form von Tagschichten abzudienen, was die Situation für Wohnungsnehmer erleichterte. Dass manche Wohnungen bei einer nach heutigem Maßstab bemessenen insgesamt schlechten Wohnqualität von Zeitzeugen als „Löcher“ bezeichnet wurden, überrascht kaum: dunkel, feucht, ohne angemessene Heizmöglichkeit und elektrisches Licht, ja häufig ohne Wasser.

Ärmere Familien bauten oder richteten sich vereinzelt Hütten im Wald oder in Einöden her, meist auf dem Grund von Bauern oder Interessentschaften. Hier lebten sie unter einfachsten Verhältnissen. So war das Prissianer-Bach-Tal mit seinen Sägen und Mühlen von einer Reihe von Leuten bewohnt. Diese Behausungen im Wald oder an den Wasserläufen wurden nach 1945 allmählich aufgegeben.

Waren die materiellen Schwierigkeiten für den Hausbau groß, so fielen die bürokratischen Hürden anders als heute kaum ins Gewicht. Der erste Bauleitplan der Gemeinde stammt aus dem Jahr 1974. Zwar gab es bereits in den 50er Jahren

bestimmte gesetzliche Auflagen etwa in Bezug auf Bauzonen, und man musste das Plazet der Militärbehörde einholen – dies alles stellte Bauherren im Vergleich zu heutigen Beschränkungen und Behördengängen jedoch vor keine größeren Probleme.

Da die Kosten möglichst niedrig gehalten werden mussten, war es während der Bauphase üblich, selbst Hand anzulegen. Als ein typisches Beispiel kann Sebastian Weiss genannt werden: Er baute sein Häuschen neben dem „wilden Tal“, der Grenze zwischen Tisens und Naraun, zusammen mit seiner Frau Maria Kerschbaumer praktisch ohne Hilfe von Handwerkern. Die Steine für die Mauern wurden mit Hilfe von Kühen herangeführt, ja sogar die Dachziegel goss Weiss selbst. Unter solchen Umständen war natürlich in Kauf zu nehmen, dass ein Bau nicht innerhalb eines Jahres abgeschlossen war, sondern sich über längere Zeit hinzog.

Weiss war immerhin längere Zeit als Maurer und Dachdecker in der Gemeinde tätig gewesen, verfügte also über einschlägige Kenntnisse. Doch auch wer keine fachlichen Erfahrungen hatte, führte möglichst viele Arbeiten selbst aus. In den 50er Jahren baute Frieda Windegger zusammen mit ihrem Mann Alois Kaufmann ein Haus in Tisens. Auch sie suchten die Steine selbst, liehen von ihren Eltern die Pferde aus und transportierten das Material mit dem Fuhrwerk zur Baustelle. Es war üblich, dass Personen am Bau mithalfen, die zwar oft keine ausgebildeten Handwerker waren, aber aufgrund ihrer Erfahrung dennoch einiges Geschick aufwiesen. Am Bau der Kaufmanns waren wohl zwei Maurer anwesend, man sei aber – so betont Windegger – als Handlanger immer selbst vor Ort gewesen. Da noch keine Mischmaschinen eingesetzt wurden, habe man unter anderem Sand und Portland durchwegs selbst gemischt.

In der Not hieß die Devise, nicht nur alle familiären Kräfte, sondern auch jene Baumaterialien nützen, die in der Umwelt vorhanden waren, wie Josef Mair aus eigener Erfahrung weiß: „*Mein Vater hatte das Häuschen hinter dem Geadl gekauft. Es*

*kam aber zu Unstimmigkeiten und einem Prozess, und wir mussten kurzfristig ausziehen. Wir wussten nicht, wohin. Zum Glück hatte meine Mutter neben Sandbichl ein kleines Stück Grund. Die kleineren Kinder wurden auswärts untergebracht. Wir größeren halfen unserem Vater, ein Haus zu errichten. Oberhalb der Baustelle gab es einen riesigen Haufen aus Granitsteinen. Diese stellten im Wesentlichen unser Baumaterial dar. Der Vater klob die Steine, wir Kinder transportierten sie zur Baustelle. Die Außenmauern wurden vollständig aus Granit errichtet. Innen errichteten wir Riegelwände (eine Verbindung aus vertikalen Holzbalken und horizontal eingezogenen Latten), die mit Lehm verkleidet wurden. Das meiste wurde von uns selbst gemacht, nur der Lochmüller-Luis hat uns geholfen. 1940 sind wir eingezogen. Wir hatten ja in der Zwischenzeit nur ein Notquartier beim Mentele. Das Haus war zunächst nur notdürftig bewohnbar, es hatte zum Teil keine richtigen Böden. Die gesamte Familie musste mit zwei Zimmern auskommen. Mit der Zeit wurden Verbesserungen vorgenommen, bis ich 1958 schließlich das Haus um einen Stock erhöht habe.“*

Eine gewisse Rolle spielte die große Sandgrube vor Josef Mairs Haus auf dem Areal der späteren Wohnbauzone Sandbichl. Die Grube befand sich im Besitz der Prissianer Interessentschaft. Wer Haus baute, bediente sich hier. Mittels „Sand werfen“, also dem Filtern mit Hilfe eines Gitters, wurde feiner Sand als Baumaterial gewonnen. Die wenigen zugekauften Werkstoffe stammten zumeist aus lokaler Produktion. So betrieb Alois Holzner in Prissian zeitweise eine Ziegelei.

Es gab freilich Ausnahmen von der Regel. Der Vater von Paulina Matscher war vor der Jahrhundertwende nach Amerika ausgewandert, von wo er nach einigen Jahren mit seinen Ersparnissen zurückkehrte. Er vermochte es, eine Baufirma mit der Errichtung eines Wohnhauses zu beauftragen, ein Novum in der Gemeinde. Fertig gestellt wurde das großzügig ausgeführte Gebäude 1910.

Nichtsdestotrotz stellte die Selbstbauweise bis etwa 1960 den Normalfall dar. Mit dem Wirtschaftsaufschwung und dem einsetzenden Tourismus wurde der Hausbau auf neue Grundlagen

gestellt: Ziegelbauweise oder die Installierung einer Zentralheizung erforderten nicht nur das Fachwissen professioneller Handwerker, sondern auch den Einsatz von finanziellen Mitteln, die früher nicht vorhanden waren.

